

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel zwei Bogen in Umschlag. —

Preis des ganzen Jahrgangs von 22 Nummern 8 Thlr. Bestellungen nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an.

Abend.



Zeitung.

Siebenunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge

Dritter Jahrgang.



No. 15.

Donnerstag, am 7. April.

1853.

Ein Besuch bei Ludwig Tieck.

Von Heinrich Laube.*)

Wegen das Ende der dreißiger Jahre verlebte ich einmal in Düsseldorf am Rhein mehrere Tage, welche durch den Umgang mit den dortigen Künstlern und namentlich durch die Gespräche mit Immermann und Uechtritz interessant wurden. Immermann war damals noch in der Fülle seiner Kraft, ja eigentlich auf der Höhe derselben. Er schrieb an seinen Münchhausen und war sehr heiteren Muthes in dem Gefühle, daß ihm eine Production wohl gelinge. Gar lange Zeit hatte er für ein unterdrücktes Talent gegolten und sich selbst dafür gehalten, namentlich in Betreff seiner dramatischen Arbeiten, welche das Theater nicht gewinnen konnten. Wie das immer zu geschehen pflegt, wenn dramatische Arbeiten einige Vorzüge haben und doch nicht aufgeführt werden, oder bei der Aufführung nicht wirken, so gab man auch damals dem Theater die Schuld und nicht den Immermann'schen Stücken. „Die Opfer des Schweigens,“ welche in Berlin spurlos vorübergegangen waren, wurden den Dar-

stellern und dem Publikum zur Last gelegt, als erdrückte Schlachtopfer ungenügender Darstellungs- und Auffassungskraft. „Seht doch auf Düsseldorf,“ hieß es, „was Immermann da in einer kleinen Stadt, mit geringen Geldmitteln und mit Neulingen des Spiels zu Wege bringt! Die Hälfte seines Repertoires besteht aus Stücken, welche für unaufführbar gelten und welche vor dem Düsseldorfer Publikum ihre Wirkung nicht versagen!“

Die Erscheinung dieses Immermann'schen Theaters in Düsseldorf war wirklich eine Merkwürdigkeit gewesen, und um sie zu begreifen, mußte man Immermann selbst persönlich kennen. Der sogenannte dortige Erfolg war ein erzwungener gewesen und zwar hatte ihn die energische Persönlichkeit Immermanns erzwungen. Die theoretische Zuversicht, und der riesenmäßige praktische Fleiß im Vorbereiten und Probiren, und ein kleines unvollständiges Publikum, dem man Erstaunliches zumuthete und das sich geschmeichelt fühlte durch solche Zumuthung, hatten diesen scheinbaren Erfolg zu Wege gebracht. Dauer hätte er nicht haben können, weil er eine Exaltation war, wenn auch eine sehr liebenswürdige und schätzenswerthe, und Immermann's lebhaftes Naturel leitete ihn ganz richtig, das Unernehmene kurzweg und brüsk wieder aufzugeben,

*) Aus dem Illustrierten Familienbuche des österreichischen Lloyd.

als ihm für äußere Hilfsmittel auch bescheidene Anforderungen nicht bewilligt wurden. Sein gesunder Verstand sagte ihm deutlich, daß der Anfang und Aufschwung solch eines Versuches die Hauptsache sei, daß die Folge schwächer werden, und den aufgeregten Ruf beschädigen müsse. Es war ihm darum zu thun, den fundirten Theatern, namentlich den Hoftheatern, einen Spiegel der höhern Phantasie vorzuhalten, in welchem sie erblicken sollten, was möglich und ausführbar sei. Er erwartete in der Stille, und zwar mit Fug und Recht, daß man so energischer Probe eine Folge geben werde, und es war Unrecht, es war ein Fehler, daß man ihn nicht an ein wichtiges Theater betrieb. Berlin, wohin sein Blick vorzugsweise gerichtet war, hätte sehr wohl gethan, sich einer so edlen und so nachdrücklichen Kraft zu versichern.

Aus allen Aeußerungen Immermann's trat mir's damals entgegen, daß er eine solche Frage erwartet hatte. Er erkannte durchaus nicht, daß ein vollständiges Publikum einer Hauptstadt ganz andere Berechtigung und viel größeren Einfluß zu üben, und über manches phantastische Experiment den Stab zu brechen habe; er war durchaus ein sehr klarer Mann, sogar ein Lebemann, der im Aeußern und im Wesen wohl ein wenig an Göthe erinnerte. Vollsaftig und stark, einen guten Tisch und guten Wein zu schätzen wissend, war ihm eine Fahrt nach Ruß nicht zu kostspielig, um bei der kundigen Gastwirthin den besten Rheinsalm zu verSpeisen. Ohne Anstrengung trug er allein die Kosten einer heitern und oft humoristischen Unterhaltung mit uns Fremden, die mehr hörten als sprachen, und die Kritiker wie Litterarhistoriker, welche ihn als mißvergnügten oder gar gebrochenen Litteraten darstellen, geben eine gar unrichtige Vorstellung von diesem sehr gesunden Appellationrath, der aus dem fetten Marschlande Magdeburger Erde stammte. Es war in ihm jene eigenthümliche norddeutsche Mischung von poetischer Bildung und Charakterkraft ausgeprägt, welche schwer erkennen läßt, wie groß denn eigentlich die ursprüngliche Anlage zu poetischer Schöpfung gewesen sei. Diese Mischung erinnert ganz und gar an die Opern, welche von theoretischen Kennern gelobt und vom Publikum vernachlässigt werden, weil ihnen der verführerische Gesang fehlt. Gerade deshalb schien

es mir schon damals beklagenswerth, daß Immermann's zweifellos starke Eigenschaften, die Aneignung und die Kraft zum Ordnen und Gebieten, nicht den entsprechenden Platz finden konnten. Er war das Urbild eines künstlerischen Theaterdirectors. Niederlagen phantastischer Pläne schlugen ihn nicht nieder, und doch hatte er den vollen Instinct für praktische Wirklichkeit und Möglichkeit. Neben diese Eigenschaften auf einer umfassenden Bildung, und werden sie belebt von feiner Empfänglichkeit wie Reizbarkeit des poetischen Sinns, so bilden sie die selten vereinten Eigenschaften eines künstlerischen Führers.

Wenn ich mich recht erinnere, so war der neben ihm lebende Freund Uechtritz schon damals ähnlicher Meinung über Immermann. Die Gespräche mit diesen beiden Männern führten denn auch immer, wenn Göthe erschöpft war, auf Ludwig Tieck. Dieser war schon über ein Jahrzehnd Dramaturg des Dresdner Theaters, und wie wenig dies auch vielleicht vom eigentlichen Theaterpublikum Deutschlands bemerkt wurde, es ist doch von großer Wichtigkeit gewesen und es war für Leute, denen dramatische Kunst am Herzen lag, ein dauernd wichtiger Gesichtspunkt. Dieser stete Hinblick galt nicht bloß dem Dichter Tieck, er galt Tieck's Stellung, von welcher aus täglich unerwartete Gestaltungen vor die Oeffentlichkeit gebracht werden konnten. Das war zum Destern geschehen, als Tieck noch rüstiger gewesen. Uechtritz zum Beispiel hatte sein vielversprechendes Schauspiel „Alexander und Darius“ von Tieck eingeführt gesehn. Tieck hatte es auf dem Dresdner Theater in Scene gesetzt und hatte später zum Druck eine Vorrede dazu geschrieben. Der Erfolg war ein sehr günstiger gewesen, und die Berliner Hofbühne war mit der Aufführung nachgefolgt. Die Pforte des öffentlichen Lebens also war für Uechtritz durch Tieck eröffnet worden, und mit dankbarer Theilnahme leitete er gern das Gespräch auf den alten Herrn an der Elbe. Immermann folgte stets mit Bereitwilligkeit dieser Richtung der Unterhaltung. „Von Zeit zu Zeit seh' ich den Alten gern,“ pflegte er auszurufen und mit strahlendem Gesicht pflegte er dann anzuführen: wie anregend es doch sei, in einer Stadt voll edler Kunsttradition leben und die unmittelbare Gegenwart bewegend schaffen zu können.

Ich wurde hieran erinnert, als ich diesen Sommer (1852) durch Dresden kam und durch die Straße schlenderte, wo Tieck früher gewohnt hat. Eine breite, stille Straße in der Pirnaischen Vorstadt. Das niedrige Haus hatte stets ein verhangenes Aussehen, und um die Mittags- und Abendzeit sah man täglich Fremde an der Hausklingel ziehen. Sie machten um Mittag Visite und holten sich damit die Erlaubniß, Abends einer Vorlesung Tiecks beizuwohnen. Es war ein deutsches Rendezvous dieses Dichterhaus, und es stand Jedermann offen, der ein Interesse an Literatur hatte oder auch nur zu haben glaubte. Tieck las jeden Abend ein Stück vor. Das war sein Bedürfniß; es war ihm nicht nur ein geistiges Bedürfniß, es war ihm die nöthige Leibesbewegung. Auf sonstige Unkosten ließ er sich nie billig, gar nicht ein. Es wurde eine Tasse Thee servirt, und der von der Gicht zusammengeogene Dichter ging ein halb Stündchen unter den Fremden und Theetassen umher und ließ sich die Leute vorstellen, die aus allen Ecken und Enden der Heimath und Fremde daher kamen. Der seitwärts vorgebeugte Kopf nickte durchschnittlich nur so wohlwollend vor sich hin, wenn ihm die gewöhnlichen Complimente entgegenflogen, und erst wenn ihn eine Aeußerung oder ein Name interessirte, da hob er das große, schöne Auge in den Winkel hinauf, sah den Sprechenden aufmerksam und wohlwollend an und sprach Bemerkungen aus, welche für den Fremden wohl etwas Interessantes, für den öfter Wiederkehrenden aber etwa Stereotypes hatten. Er hörte nur und war nur zu wirklich Neuem anzuregen im engeren Kreise, wenn Leute vom Fach oder eigenthümliche Leute durch Widerspruch lockten oder herausforderten. Immermann zum Beispiele vermochte ihn dazu, und ich erinnere mich daß wir ihn einmal über französische Literatur in Leuchten den Athem brachten, in Folge dessen er endlich zugestand: dies und das nicht beachtet, sondern nachdem Schema abgeurtheilt zu haben. Ich habe ihn nie lebenswürdig ergesehn als in diesem Augenblick, wo er von unseren Einwendungen und Mittheilungen betroffen lächelnd einräumte: dies habe er nicht gewußt und jenes habe er übersehen, weil ihm die Besuche immer nach dem Munde geredet und ihn dadurch im Vorurtheile bestärkt hätten. Ist er einmal auf solchen Punkt gebracht, so entwickelt er eine reizende Unbefangenheit der Discussion und er-

innert an die schönsten Eigenschaften der romantischen Prosaisten, welche sich von allen dogmatischen Voraussetzungen lösen und so schalkhaft wie unbefangen das Herz der Dinge untersuchen konnten. Unter allen Umständen war es ihm stets um die feinsten Grundsätze des Geschmacks zu thun, und man versicherte sich immer im Gespräche mit ihm, daß es noch feines, ästhetisches Empfinden gebe, trotz alles Marktgeschreis und, was noch mehr sagen will, trotz aller Schulweisheit.

Es ward mir ganz traurig zu Muthe, als ich jetzt in der schattenlosen Dresdner Straße dieser Männer gedachte. Immermann war lange todt. Bald nach jenem Zusammensein mit ihm in Düsseldorf im Jahre 1839 erzählte mir die Zeitung: er sei plötzlich an einem Schlagflusse gestorben. Von Uechtritz, dem Verfasser des „Alexander und Darius,“ der so glänzend dramatisch begonnen hatte und an Plänen und literarischer Bildung so reichliche Ausstattung besaß, war mir kein Lebenszeichen wieder zu Gesicht gekommen, und Ludwig Tieck war in Berlin, ich möchte fast sagen, verschollen. Nach dem Regierungsantritt des jetzigen Königs von Preußen war er von Dresden abberufen worden und in seine Heimat, Berlin, übergesiedelt. Der Platz in Dresden war leer geblieben, Gukow hatte ihn nur eine kurze Spanne Zeit eingenommen, aber bald wieder aufgegeben, weil man ihm nicht die erforderliche Machtvollkommenheit eingeräumt, und in Berlin hatte Tieck keine officielle Stellung erhalten, sondern war nur einige Male sichtbar geworden zur Inscenesehung Sophokles'scher Tragödien und zur Aufführung anderer Absonderlichkeiten, zum Beispiele seines „gestiefelten Katers,“ dessen Stiefel sich denn natürlich nicht dauerhaft erwiesen für eine längere Reise durch die Thäler und über die Berge des Theaterpublikums. Eine Zeitlang hatte der alte Herr in Potsdam gewohnt, um dem König für jeweilige Vorlesung oder Vorsprechung zur Hand zu sein. Aber es hatte sich bald ergeben, daß die Regierungsgeschäfte dazu nur selten Zeit gewährten, und daß der alte Dichter nicht mehr die nöthige Kraft und Elasticität des Körpers besaße, um auf plötzlich eintretende Gelegenheit zu harren und für dieselbe immer bereit zu sein. Endlich kamen gar die Sturmfluthen des Jahres 1848, und ich hatte gar nichts mehr vernommen von der Existenz des

poetischen Dramaturgen. Wie mit einem fatalen Schwamme schien Alles weggerischt zu sein, was uns an diesen dramaturgischen Speculationen der Tieck und Zimmermann so oft und so lange interessirt hatte. Ja, es war mir jetzt, als ob Tieck gestorben sein könnte in den lärmenden politischen Jahren, während welcher die Todtenglocke eines Dichters wohl überhört werden konnte. „Doch nein!“ tief mit einer Erinnerung zu, „du hast ja noch vor Kurzem gelesen, daß die Halle in Macbeth's Schlosse in Scene gesetzt worden ist mit einem doppelten Stockwerke und mit durchsichtigen Galerien, über welche die Speisen tragenden Diener des Clan dahin geschritten sind. Dies stammt ja offenbar von der Romantik unserer Jugend, und diesen unverhältnißmäßigen Aufwand für die Architectonik, eine Scene wagt Niemand, als einer, der an der romantischen Tafelrunde gefessen: es ist dies ein Lebenszeichen von Ludwig Tieck.“

In Folge dieser Gedanken war mein erster Gang zu Berlin in eine Buchhandlung gerichtet, um mir wieder einmal „Alexander und Darius“ zu kaufen und nach Tiecks Existenz zu fragen. Das vergessene Buch wurde nach einigen Stunden in einem abgelegenen Lager aufgefunden, und über Tieck erfuhr ich, daß er schon lange nicht mehr in Potsdam wohne, sondern in Berlin Tag und Nacht zu Bette liege. Das Alter — er ist gegen achtzig Jahre alt — gestattet ihm nicht mehr, die Schwelle des Hauses zu überschreiten.

Es war so, wie ich gehört und wie ich mir gedacht: die Vortrede zum Alexander-Schauspiel erquickte mich, das Schauspiel selbst voll edlen Jugendschwunges bestätigte mir, daß man mit ihm ein werthvolles Werk vom deutschen Repertoire habe verschwinden lassen, und Ludwig Tieck fand ich zwar zu Bett, aber gerade so wie ich ihn vor einem Jahrzehnd in Dresden gefunden hatte. Der alten Traditionen liebesstark eingedenk, gegen die neue Welt mißtrauisch, aber zu einem feinen Humor immer noch aufgelegt und — voll unerschöpflicher Sympathie für das deutsche Theater.

„Was wollen Sie!“ tief er lachend, als ich über diese hartnäckige Theaterliebe scherzte, „ich habe ja selbst Schauspieler werden wollen in meiner Jugend. Ich habe ja all meine Studien darauf gerichtet und versiehe eben deshalb mehr von der Sache

als Andere. Wer nicht selbst vortragen kann — darin hatte Zimmerman ganz Recht — der unternehme es nicht, Dramaturg sein zu wollen. Der Vortrag eines Stücks ist die geistige Essenz, welche uns die Macht einräumt über Schauspieler und Publikum. Deshalb ist, wie Sie wissen, mein Hauptverwurf gegen die deutschen Schauspieler immer darin gegangen: daß sie nicht sprechen können. In den Nebensachen versuchen sie künstliche Sprünge, im Hauptpunkte ihrer Kunst aber, in Behandlung der Rede, bleiben sie getrost unkundig. Jetzt haben Sie nun selbst,“ fuhr er fort, „eine mehrjährige unmittelbare Praxis gewonnen, erklären Sie offen: hab' ich Recht oder nicht mit meinem Vorwurfe, daß der deutsche Schauspieler die Kunst des Redevortrages auffallend vernachlässigt?“

Zustimmend bat ich ihn um ein Paar Worte Erklärung über seine hartnäckige Abneigung gegen Iffland; nicht blos gegen den Dramatiker, sondern gegen den Schauspieler Iffland, der sich doch allen Nachrichten und dem Charakter seiner Stücke gemäß durch klaren, eindringlichen Vortrag ausgezeichnet habe.

„Ei ja!“ tief Tieck eifrig, „klar für wässrigen Inhalt. Er war trivial, und das äußerte sich im Schauspieler wie im Schriftsteller und im Direktor. Er war, nachdem wir in Glogau die lebhafteste poetische Darstellung besessen hatten, ein niederschlagender Rückschritt!“

Und nun verbreitete sich der Greis mit jugendlicher Lebhaftigkeit über seinen Liebling Glogau, welcher die Berliner Hofbühne zu Anfang dieses Jahrhunderts (er starb 1801) geschmückt hatte. Glogau war ein geborner Schlesier, welcher in Halle Theologie studirt und sich aus unwiderstehlicher Neigung der Schauspielerkunst gewidmet hatte. Aus dem Schröder'schen Kreise in Hamburg, den Tieck sehr hoch stellt, war er nach Berlin gekommen und dort auf dem Höhepunkte glücklicher Ausbildung im schönsten Mannesalter, etwa 44 Jahre alt, gestorben. Es ist natürlich, daß besonders er für junge Poeten das Ideal eines deutschen Schauspielers geblieben ist. Daran wird Niemand mäkeln wollen, der das Bedürfniß gebildeter und nach poetischer Darstellung strebender Schauspieler empfindet. Solche Schauspieler sind ein Bedürfniß und eine Seltenheit wie Dichter, welche gleichzeitig tief und populär sind, und sie sind allerdings fast nicht minder bestimmend für

das Gedeihen der Bühne, als große dramatische Dichter. Schmerzlich muß man eingestehen, daß so eigenthümlich Schillerisch zusammengesetzte Figuren, ja man kann wohl sagen so eigenthümlich deutsch zusammengesetzte Figuren wie Wallenstein, in denen Schwärmerei, Intrigue und Herrscherkraft, also für unvereinbar geltende Eigenschaften bis zum angenehmen Eindruck verschmelzen sind, ausgestorben scheinen auf dem deutschen Theater. Schmerzlich muß man zugestehen, daß hiermit eine höhere Herzenskraft verloren geht; aber dennoch darf man des Romantikers Verdammungsurtheil über Iffland beschränken und mildern. Die dramatische Welt soll mannigfaltig sein wie das Leben der Nation, aus welcher sie entspringt, und das Iffland'sche Schauspiel ist zuverlässig ein wichtiger Bestandtheil deutscher Nationalität. Das bürgerliche Leben darin ist ächt, wenn wir auch bedauern, daß es in der bürgerlichen Anschauungsweise befangen bleibt und keinen höheren Gesichtspunkt sucht. Wie ächt es ist, kann man am deutlichsten daraus ersehen, daß es unter allen Gattungen des Dramas unvergleichlich am Besten gespielt wird von den deutschen Schauspielern. Das Verdienst ist nicht groß: sie spielen sich selbst. Wenigstens bewegen sie sich darin im Reize von Gedanken und Interessen, der ihnen selbst eigenthümlich und alltäglich ist. Die Alltäglichkeit des Inhalts und der Formen ist denn auch der Hauptvorwurf, welchen der Romantiker, und nicht der Romantiker allein, der Iffland'schen Schule machte. Eine bloße Copie der Wirklichkeit, sagte er, hat geringen Werth und ist geringe Kunst. Ganz wie die Daguerreotypie die Malerkunst verflachen und zerstören müßte, so würde es mit solcher gemein-bürgerlichen Schauspielkunst ergehen. Eine Kunst ohne Trachten nach Höherem, ein Darstellen ohne Schwung, verliert den Charakter der Kunst.

Dem wird nicht leicht Jemand widersprechen, und eine Opposition gegen Einseitigkeit Iffland'scher Richtung ist ein poetisches Bedürfnis. Aber diese „eine Seite“ ist eben auch nöthig. Ohne diese „eine Seite“ wird sich das Drama und die Darstellung sehr bald verflüchtigen in haltlose Außerordentlichkeit und hohlen Pathos. Eine Gefahr, welcher die romantische Richtung verzweifelt nahe gekommen ist.

An diesem Punkte entwickelten sich nun in unserem Gespräch wichtige Gegensätze im Wesen der

deutschen Schauspielkunst. Tief hat sich diese Gegensätze sehr scharf ausgebildet in seinen Vorstellungen, schärfer als sie wirklich bestehn. Es ist ihm selten gründlich widersprochen worden und er hat seit mehreren Jahrzehnten außer dem Dresdner Theater wenig oder gar kein Theater von Bedeutung gesehen. Dennoch ist manches Richtige in dem, was er mit einigem Tadel die „Wiener Schule“ nennt, und was er in vielen Hauptpunkten unter den Gesichtskreis der Iffland'schen Richtung einreicht. Er gibt natürlich zu, daß ein wichtiges Theaterleben in Wien besteht, und gesteht auch ein, daß es manche Vorzüge habe in seinem Drange nach Natürlichkeit und Einfachheit. Aber er ist hart in der Anklage, daß das ideale Streben Schiller's und Göthe's, daß der höhere Styl im Vortrage des Verses, welchen jene Dichter in Weimar durchgesetzt, daß der phantastische Aufschwung unter dem Grafen Beühl in Berlin keine entsprechende Wirkung geäußert habe in Wien. Die Einführung Shakespeare's habe sich hier dem weichlichen Modetone anbequemen, der wahnsinnige König Lear habe am Leben bleiben müssen, die Phantasie neige zum kernlosen, phantastischen Spiele und das inhaltslose, aber fashionable Wesen des Schauspielers werde überschätzt auf Kosten des geistvollen Darstellers. Er drückte dieses nicht wörtlich so aus, aber dies war der Sinn seiner Andeutungen, und am deutlichsten wurde dieser Sinn bei Beurtheilung gefeierter Schauspieler. Namentlich sprach er ganz abfällig über einen der beliebtesten Darsteller früherer Zeit, welcher ihm die Wiener Schule verdorbert hatte.

Animos war übrigens sein Tadel durchaus nicht und er gab bereitwillig zu, daß im Grunde doch der vortrefflichste und liebenswürdigste Theatersinn in Wien existire. Er gab dies so bereitwillig zu, daß er sich sogleich in Lobeserhebungen vertiefte über ältere Schauspieler an der Burg, welche ich nicht mehr gesehen, über Lange und Koch, deren günstige Wirkung auf das Burgtheaterpublikum ihn jetzt in der Erinnerung noch jugendlich belebte. Es ist ja mit der Vorliebe für Schauspieler ganz wie mit der Jugendliebe. Was zum erstenmale unser Herz erfüllt oder gereizt hat, das behält den Vorzug. Es hat Ahnen, und hat ganz dieselbe Bedeutung wie Napoleons schmerzlicher Ausruf: „wenn ich doch mein Enkel wäre!“ Unstre eigne

Jugend hat mich mitgeschaffen an der Wirkung, unsre junge Phantasie hat die Farben gegeben und unsre Eigenliebe braucht den Trost: das Beste gesehen zu haben. Die jetzige Jugend, Verehrtester — rief ich ihm zu — wird nach dreißig Jahren ungefähr eben so sprechen über die hervorragenden jetzigen Schauspieler, wie Sie augenblicklich über Koch und Lange sprechen.

Er lachte darüber auf seinem Kopfkissen ganz so heiter und sinnig, wie er vor zehn Jahren auf dem Lehnstuhle gelacht hatte trotz der unerbitlichen Gichtschmerzen, welche ihn damals keinen Augenblick verließen. Jetzt hatten ihn die Schmerzen verlassen, aber er hatte zehn Jahre dafür gezahlt — „was ist denn also dabei gewonnen?“ rief er tragi-komisch.

Gläubiger, wenn auch schweigsamer, hörte er auf meine Widerlegung mehrerer Punkte aus seiner Anklage gegen die Wiener Schule. Es ist sehr leicht an zwei Männern nachzuweisen, daß die deutsche Literaturgeschichte immer ungenügend, wenigstens immer sehr spät unterrichtet gewesen ist über die Seelenpunkte des Kunstlebens in Wien. Diese zwei Männer heißen Schreivogel und Grillparzer. Schreivogel hat als Dramaturg die geistige Bedeutung des Burgtheaters geweckt und gepflegt. Er hat dies in einer bewundernswürdigen Weise einfach und anspruchslos, mild und sinnig gethan. Wo man seinen Spuren begegnet, da findet man Gutes und Tüchtiges, und unter den verdienstlichsten Literaten Wiens verdient Schreivogel eine erste Stelle. Aber obwohl dies längst Mancher erfahren, obwohl seine Bearbeitung der Donna Diana die klassische geworden und den pseudonymen „West“ dauernd eingeprägt hat in's deutsche Repertoire, obwohl auch Tieck seine Kenntniß davon nicht läugnen konnte, so ist doch nie von Schreivogel die Rede. Noch schreiender ist die Ungerechtigkeit gegen Grillparzer! Wenn nach Schiller und Göthe dramatische Kräfte ersten Ranges genannt werden sollen, so muß Grillparzer's Name an erster Stelle genannt werden. Wenn dies nicht geschieht, so ist eben die Unkenntniß die Ursache. Man kennt die in Wien gedruckten und zum Theil nur in Wien gegebenen Stücke nicht hinreichend. Man spricht immer und ewig von der „Ahnfrau“, dem ersten jugendlichen Wurf Grillparzer's, welcher doch auch von hinreißendem

Talente ist und durch Schreivogel fast gegen den Willen des Verfassers eingeführt wurde. Hier und da ist die „Sappho“ erschienen, weil Sophie Schröder sie gegeben, hier und da „Ditokar's Glück und Ende“, weil Wilhelm Kunst ihn mitgebracht hat, aber von „der Medea“ weiß das deutsche Theater nur durch Götter, von dem reizendsten Liebesdrama, welches die deutsche Literatur besitzt, von „des Meeres und der Liebe Wellen“ weiß man gerade gar nichts. Das Stück war in den ersten dreißiger Jahren am Buratheater gegeben worden und hatte kein Glück gemacht, es war in Wien gedruckt worden und hatte den Weg hinaus nur zu denjenigen gefunden, welche sämtliche Schriften eines Autors zu vereinigen suchen. Diese Vereinigung Grillparzer'scher Schriften ist schwer; eine Sammlung besteht noch immer nicht. Der Dichter ist leider allzu bescheiden und in diesem Punkte indolent. Wenn nicht ein Freund einmal das Unternehmen in die Hand nimmt, so muß das deutsche Publikum noch lange auf eine Gesamtausgabe der Grillparzer'schen Werke warten. Und so lange wird auch die Unkenntniß im deutschen Publikum dauern. Mit dem Erscheinen einer Gesamtausgabe wird es plötzlich heißen: man hat den Wald vor Bäumen nicht gesehen. Denn neben Heinrich von Kleist wüßte ich seit Schiller und Göthe keinen Dramatiker, der den Klassikern so nahe stände. Er steht ihnen sogar näher als Kleist, welcher denn doch immer seinen aerwiffen Grillen unterworfen bleibt und nicht alle Unebenheiten überwindet, während Grillparzer aus tadellosem Marmor tadellos zu meißeln versteht. Lägne dies Jemand, der 1851 an der Burg, „des Meeres und der Liebe Wellen“, unser Romeo- und Julia-Gedicht, von Frau Bayers Büch hat darstellen und zu den Wolken heben sehen! Welch' ein poetischer Eindruck war diese Liebestraußodie von Hero und Leandro! Alle Welt war erhoben, veredelt, begeistert. Ich erinnere mich seit frühester Jugend keines so edlen beglückenden und allgemeinen Erfolgs. Und es war ein deutsches Original-Gedicht, das wir seit zwanzig Jahren besitzen und von dessen Gewalt und Schönheit der Erklärer Romeo- und Juliens, Ludwig Tieck, heute noch wenig oder gar nichts weiß!

And' io Pittore.

Eine Salon-Erzählung von Minna Bauer.



In dem Dorfe M . . ., ohngefähr eine Stunde von Berlin entfernt, hatte mein Vater sich angekauft. Er besaß daselbst ein artiges Landhaus nebst großem Seitengebäude, einen reizenden Park und noch einen jungen, aber wohlangelegten Obstgarten, welcher trotz seiner Jugend doch zu meiner und meiner Geschwister großem Ergötzen schon recht hübsches Obst, besonders herrliche Kirschen lieferte. Zur Zeit ihrer Reise wurden wir, den Sperlingen gleich, welche man mit der Klappet verjagt, wohl mehr als zehn Mal an einem Tage durch den sonoren Ruf meines Vaters, der wie die Posaune des Gerichts aus dem Fenster seines, eine Treppe hoch gelegenen Zimmers erscholl, aus den armen geländerten Bäumen heruntergeschreckt. Wir waren arme Vögel! Ich, als der Älteste, befand mich just in den lieblichen Flegeljahren, in denen sich der Jüngling vor Gott und Menschen bekanntlich so angenehm als möglich macht, als meine Eltern dasjenige Individuum kennen lernten, von welchem diese meine Erzählung handeln soll. Uebrigens muß ich bevorworten, daß unser Haus nie leer wurde von dergleichen Geschöpfen, die es verstanden die weichen Herzen meiner Eltern zu rühren, und sich auf diese Art gewöhnlich den Winter über vorzüglich in den freundlichen Wohnungen unseres Nebengebäudes befanden, wo sie zuerst immer nur ein Unterkommen vor der Winterkälte haben sollten; wozu aber konnte man sie doch nicht unter seinen eigenen Augen verhungern lassen, wenn die guten Leute keine Arbeit hatten, oder doch zu derselben keine Lust verspürten. Man fütterte sie also möglichst gut, als habe man die Idee, sie zum Frühjahr zu verspeisen, wenn aber dieses kam, dann fehlten unsere Insassen immer, daß sie Zugvögel seien, und suchten sich mit Zurücklassung einer sechsmonatlichen Unsauberkeit irgendwo ein anderes Nest. Auch in diesem Frühjahr war unser Haus erst von einer aus sieben Personen bestehenden Familie befreit worden, und zwar nur dadurch, daß mein Vater dem Oberhaupt dieser Familie eine Anstellung verschaffte, wofür Undank und die obengenannte

Hinterlassenschaft der Lohn waren. Meine Eltern versicherten allen Leuten und sich gegenseitig ebenfalls, daß sie sich nie wieder zu dergleichen Wohlthaten würden bereitwillig finden lassen; inzwischen war aber das unerbiteliche Fatum schon beschäftigt, ihnen ein Wesen in den Weg zu schicken, welches all' ihre Versicherungen zu Schanden zu machen auserwählt war.

„Diesem Wesen begegneten wir an einem sehr heißen Augusttage, als wir im Dorfe einen Spaziergang machten. Es war ein Jüngling von zweiundzwanzig bis vierundzwanzig Jahren, der mit gelben Nanking-Beinkleidern, einem grünen Pelzrock, welcher bis zum Halse hinauf zugeknöpft war, vermuthlich, um den Mangel der Wäsche zu verbergen, bekleidet war und die Ueberbleibsel eines Hutes in höchst verwogener Stellung auf das linke Ohr gedrückt hatte. So schritt dieses räthselhafte Individuum, wahrscheinlich um ein leichteres Fortkommen zu haben, auf den Wehmuth erregenden Trümmern grüner Escarpins vor uns her. Das Schicksal in Gestalt meiner nie zu bändigenden Wildheit bewirkte das sofortige Bekanntwerden beider Parteien. Ich fiel nämlich durch einen verfehlten übermäßigen Sprung der Länge nach vor dem fraglichen Individuum nieder, wobei ich mit der Stirne eine Baumwurzel so unsanft berührte, daß ich alsobald einen kleinen Chimborasso an meinen Kopfe aufwachsen fühlte. Mit Hülfe des Fremden erhob ich mich, und obwohl ich heftige Schmerzen empfand, so waren Klagen doch viel zu sehr unter der Würde desjenigen, der der Held und der Schrecken der ganzen Dorfsjugend war, als daß ich solche mit nur irgend wie hätte entschlüpfen lassen. Vielmehr versuchte ich zu lächeln, als der Fremde mit Bedauern ausrief: „sieh! sieh! Da hast Du Dich mit Deiner Wildheit eine ganz hübsche Briesche vor den Kopf gemacht!“

Das Hinzukommen meiner Eltern und ihre freundlicher Dank für die mir geleistete Hülfe waren Grundlagen zu einem Gespräch, an welches das Schicksal das Bekanntwerden mit diesem Kunstjünger geknüpft hatte. Denn als solchen gab er sich, ohne darum gefragt zu werden, alsbald mit nicht geringem Stolze zu erkennen.

„Ich bin Schauspieler!“ sagte er, sich in die Brust werfend, als mein Vater ihn fragte, welchen

Stand er in der großen Republik der Kunst bekleide? Wir konnten uns eines Lächeln nicht erwehren, und um etwas zu saagen, fragte meine Mutter, welches Fach er spiele?

„Nun, erste Helden und Liebhaber natürlich.“

Er nahm bei diesen Worten eine so theatralische Stellung an, daß es schwer war, nicht in ein homerisches Lachen auszubrechen. Unser Jüngling aber schien von dem Eindrucke, welchen sein Benehmen auf unsere Lachmuskeln hervorbrachte, nicht die leiseste Ahnung zu haben, denn er fuhr unbefangen fort: „jezt alleweile fehlt es mir an ein Ankaufemant! (so verhunzte er das unglückliche Wort: Engagement) das heißt,“ setzte er, sich schnell verbessernd, prahlerisch hinzu: „es fehlt mich nicht daran, ich könnte vielmehr ein ganzes Duzend haben. Aber ich habe mich in diesen Winter so abgequält, daß ich mich entschlossen habe, den Sommer über bei meine Eltern auf ihr Landhaus zuzubringen.“

„Ah, Ihre Eltern haben hier ein Landhaus?“ rief ich. „Das ist schön! Da führen Sie uns hin! Das muß ich sehen!“

Der Schauspieler wurde einigermaßen verlegen, indeß überwand er diesen Anflug unwürdiger Schwäche sehr bald und sagte, mit einer chevaleresk sein solzenden Verbeugung sich zu meinen Eltern wendend: „wenn es gefällig ist, so folgen Sie mich!“

Er schritt voran und wir folgten. Zu unserer nicht geringen Verwunderung führte er uns durch unsere eigenen Gärten, über unsere Felder dem Walde zu. Am Walde entlang zog sich ein breiter langer Sumpf, „das Fenn“ genannt, an welchem einige ärmliche, vereinzelte Hütten lagen, deren Bewohner sich von der Ausbeute dieses Moors, der einen ergiebigen Torfslück enthielt, ernährten. Die Gegend hier herum war öde und unheimlich, selbst zur schönsten Jahreszeit; die Bewohner derselben ein bleiches, in Fieber, Hunger, Schmutz verkommenes Volk, finster und gottvergessen, wie es gottverlassen war. Es hätte eben nicht zu meinen Lieblingswünschen gehört, zur Nacht mich in dieser Gegend betreffen zu lassen, denn schon jetzt wurden wir von den Leuten mit scheelen, fast drohenden Blicken betrachtet und die zerlumpte, blaffen, schmutzigen Kinder entflohen mit einem Entsetzen vor uns, als ob wir aus einem Pestlande kämen. Im folgenden Winter geschah hier eine der entsetzlichen

Mordthaten der neueren Zeit, bei welcher drei Menschen auf eine fürchterliche Weise um's Leben kamen, und welche mir bewies, daß ich es gerade keine Feigheit von mir nennen durfte, wenn ich mich gefürchtet hätte diesen Ort in der Nacht zu passieren. Hier war es nun, wohin uns Bading, so hieß unser junger Künstler, führte. Ein kleiner Garten mit einigen vorkommenden Bäumen, einigen von Unkraut überwucherten Gemüsebeeten und ein schmutziger Hof mit vielem unter Fanger verborgenem aus dem Walde gestohlenem Holze umgaben das „Landhaus“ der Eltern, die das Glück hatten, diesen Künstler ihren Sohn nennen zu dürfen. Dieses Landhaus war ein aus Steinen, Moos, Erde und Holz von den Besitzern eigenhändig erbautes Gebäude. Es erreichte kaum die Höhe eines ausgewachsenen Mannes und bestand aus einem einzigen, großen Gemache. Diesem Gemache traulich an die Seite lehnte sich ein, nicht künstlich, sondern ganz natürlich durchbrochener Holzschuppen, in welchem ein halbverhungertes, altes Pferd melancholische Variationen über das Thema: „Arabien mein Heimathland“ komponiren mochte. Als wir uns dem Hause näherten, stürzten uns zwei große Hunde mit wüthendem Gebell entgegen, welche in ihrer Magerkeit dreißt mit dem Pferde eine Wette hätte eingehen können, denn es wäre wahrlich schwer zu bestimmen gewesen: wer von den Dreien in dieser Hinsicht den Vorzug verdiene.

Bading rief die Hunde an und sagte dann sich an meine Eltern wendend.

„Das sind ein Paar gute Tölen für mich, denn unter diese Räuberbrut kann man sich nicht genug sichern.“

Er führte uns nun in's Haus, in das einzige Zimmer, welches Puß-, Wohn- und Schlafstube für fünf Personen und zugleich Küche, Keller, Trockenboden u. s. w. abgab. Dieses Behältniß hatte ein Fenster und eine Thüre; die Wände waren mit Gras und Moos bekleidet, der Fußboden aber ganz im Urzustande d. h. Sumpferde. Von Betten zeigte sich keine Spur, Gestelle mit Laub, Moos und Lumpen bedeckt, hatten dafür zu gelten, ein einziger Stuhl und ein dreibeiniger Tisch mit der einen desolaten Seite an die Wand gelehnt, standen am Fenster; von Küchengeräth sah ich nur einige Töpfe, einige Trümmer von Tellern, mehrere hölzerne, selbst

geschmückte Löffel und ein weißes Gefäß, von dem nicht zu erkennen war, ob es Suppenschüssel oder Waschbecken sein sollte. Auf dem Tische am Fenster lagen viele Stickmuster, Farben, Pinsel und Metallplatten, sowie alle Werkzeuge zum Graviren der Musterplatten. Auch mehrere sehr hübsche Zeichnungen lagen dabei, aber Alles sah unsauber, zerwühlt und mit Staub bedeckt aus, daß man wohl errathen konnte, es werde nicht oft hier gearbeitet. Mein Vater und ich, der ich über Das, was ich hier sah, in stilles Entzücken versunken war, so romantisch erschien mir dies Alles, fragten zu gleicher Zeit, wer von der Familie sich mit dem Graviren der Musterplatten beschäftige?

„Das treib ich so manchmal zu meinem Vergnügen;“ entgegnete der Mime, der trotz der mehr als armen Umgebung seine Rolle als Cavalier fertigspielte. „Man kann nicht fortwährend studiren;“ sagte er hinzu.

Ich äußerte das Verlangen: das Koloriren der Stickmuster und das Graviren der Platten zu erlernen und Bading erbot sich, mir darin, sowie im Zeichnen, Unterricht zu geben. Meine Eltern waren das zufrieden und man hatte eben beschlossen, daß er mir mehrere Male in der Woche Unterricht ertheilen sollte, bei welcher Gelegenheit er sich lange wegen des dafür anzunehmenden Honorars sperrte, als seine Eltern und Geschwister, welche Raffholz aus der Haide, (wie der angrenzende Wald genannt wurde) geholt hatten. Der alte Vater schien ein würdiger, aber schwacher Mann zu sein, er sah krank aus und war im Verhältniß zu seiner noch hübschen und kaum vierzig Jahr alten Frau sehr verkümmert und hinfällig. Die Frau hatte trotz der Lumpen, welche ihre Blöße kaum bedeckten, viel Koketterie in ihrem Wesen, aber in den noch sehr schönen blauen Augen, wie ihr ältester Sohn, etwas Gestörtes, Ueberspanntes. Außerdem gehörten noch zwei Knaben von vierzehn und zehn Jahren zu den Ankommenden, zwei jüngere Brüder des Künstlers. An diesen war nun nichts zu bemerken, als eine an Blödsinn grenzende Dummheit, und der Zustand gänzlicher Nacktheit, in dem sie sich befanden. Die Eintretenden waren nicht wenig erstaunt, so vornehmen Besuch vorzufinden; meine Eltern aber eilten, nachdem sie einige freundliche Worte mit ihnen gewechselt, sich zu entfernen.

Mutter und Sohn begleiteten uns mit den größten Höflichkeitsbezeigungen hinaus; der Alte blieb zurück und stützte traurig den Kopf in die Hand, ohne uns auch nur mit einem Blicke nachzusehen.

„Schon am nächsten Tage fand sich Bading bei uns ein und wir begaben uns eifrig an den Unterricht. Gleich in der ersten Stunde erhielt ich eine Belehrung höchst eigenthümlicher Art von dem jungen Künstler. Ich wollte nämlich ein Handtuch holen, um mir die von Kreide und Farbe beschmutzten Hände damit zu reinigen. Er aber verhinderte dies, indem er sagte: er pflege sich die Hände an seinen Haaren zu reinigen, dadurch erhielten die letzteren eine dunklere Farbe. Er sei für die Bühne viel zu blond. Zu meinem zweifelhaften Blicke bei der Versicherung seiner Blondheit lachte er und meinte: so könne man das freilich nicht sehen, wenn er sich aber einmal alle fremden Farbstoffe aus den Haaren spülen würde, dürfte ich wohl seiner Versicherung Glauben setzen. Ich, der ich von meinen Eltern gewöhnt worden, mit jedem Morgen den Kopf mit kaltem Wasser zu waschen, war höchst erstaunt darüber, daß es Menschen gäbe, welche diesen Akt der Reinlichkeit so lange unterließen, bis ihr Haar eine seiner natürlichen ganz entgegengesetzte Farbe erhalten. Aber was die Dinge anbelangt, welche in dieses Fach schlugen, so verletzte ich bald bei ihm noch über irgend Etwas zu erstaunen. In der Kunst unreinlich zu sein, (denn ich halte dies für eine sogar schwere Kunst) hatte er es zur höchsten Virtuosität gebracht. Uebrigens waren dies die unterhaltendsten Unterrichtsstunden, welche ich je empfangen, denn Bading würzte sie mit Erzählungen aus seinem Bühnenleben. Diese ergöhten mich so sehr, daß ich nicht Egoist sein und das große Vergnügen allein genießen wollte. Ich veranstaltete also, daß Bading in unser Familienzimmer kam, wo eine ältliche, kranke Tante den Vorsitz führte. Meine Eltern und meine Großmutter befanden sich gewöhnlich in ihrem, eine Treppe höher gelegenen Zimmer. Außer der Tante waren in diesem Zimmer, wegen seiner Größe, der Saal genannt, noch drei jüngere Geschwister, eine ältere Schwester und eine mit uns als Schwester erzogene Cousine jeden Tag versammelt. Diese Alte machte ich nun mit meinem Lehrer bekannt und ich muß sagen, daß es mir keine große Mühe ver-

ursachte, denn er besaß eine bedeutende Nonchalance darin, ohne Weiteres über das Ceremoniell hinweg zu kommen. Pauline, meine heitere Cousine, amüsierte sich köstlich mit Bading, den sie weidlich zum Besten hatte. Er wurde also gebeten, wieder zu kommen und ließ sich in Gewährung dieser Bitte nicht grausam finden. Bald war er täglicher Gast im Familienzimmer und da die Abende immer länger wurden und unser Dorf, obwohl nur eine Stunde von der Hauptstadt entfernt, doch damals noch, besonders im Winter, in gar keiner Verbindung mit Berlin stand, so war in Ermangelung von Theater und Lectüre eine Person uns Allen sehr willkommen, welche uns über die Langweile der sonst ganz unerträglichen Winterabende hinweg half. Bading war also für diesen Winter zum Unterhalter, Lustigmacher und zur männlichen Scheherezade in einer Person, je nachdem es kam, ernannt, und obwohl meine ernste Schwester dagegen protestirte, einen Menschen so zum Narren zu machen, so behielten wir mit unserer Stimmenmehrheit doch das Uebergewicht.

Pauline machte ihn mit ihrer eigenen, liebenswürdigen Art bald ganz vertraulich, so, daß es nicht lange währte, bis er ein großartig & Talent der Unterhaltung entwickelte, wobei natürlich Prahlen und Lügen nicht als Fehler, sondern nur als Würze der Conversation von ihm betrachtet wurden. Mit allen ersten Künstlern war er bekannt und befreundet. Mit Nebenstein hatte er manche lustige Nacht verzecht und verlacht, obwohl es damals schon eine geraume Zeit her war, daß der genannte Künstler als ehlicher, spießbürgerlicher, deutscher Hausvater solche Bechnächte nicht mehr mitmachte. Mit Wilhelm Krüger war er in Hamburg zusammengetroffen und als dieser ihn gesehen, hatte er verdrießlich ausgerufen: „ach Bading, Du bist hier? Nun dann will ich nur immer wieder abreisen, dann komm ich doch nicht zum Gastspiel? Dem genialen Ludwig Devrient hatte er in irgend einer Stadt, auf deren Namen er sich nicht mehr recht besinnen konnte, eine Fete gegeben, bei welcher der Champagner Tische und Dielen entlang floß.

„Vielleicht in Posamuckel?“ fragte Pauline ganz ernst. „Ich entsinne mich, daß Devrient vor längerer Zeit daselbst gastirte und es ist mir, als hätte ich damals etwas davon gehört, daß einer der Schauspieler ihn so königlich bewirthete.“

Einen Augenblick sah der Verspottete die Uebermüthige zweifelnd an, als ahne er, daß er die Zielcheibe ihrer tollen Laune sei, da er aber in ein ganz ernstes und doch kindlich unschuldiges Gesicht sah, so erwiederte er, es sei wohl möglich, daß es in Posamuckel gewesen, er besinne sich, wie er sagt, nicht mehr auf den Namen der Stadt. Meine Schwester verließ empört das Zimmer und kam auch später noch mit uns, daß wir die Entwürdigung eines Menschen zu unserem Vergnügen ausbeuteten. Wir aber waren jung und lachlustig, dazu von der Langeweile in den langen Abenden bis zum Sterben geplagt; wer verargt es uns da also wohl, daß ihre Worte nur in den Wind gesprochen waren und Keiner von uns auf sie hörte.

Eines Abends empfing Pauline den Künstler mit den Worten: „Sie haben uns noch nie erzählt, welches ihr letztes Engagement war. Das müssen Sie uns heut mittheilen und wie es Ihnen daselbst erging.“

„Ach, das war eine komische Geschichte!“ rief er verlegen lachend. „Ich hatte mich bei Krausnick in Spandow ankaschirt, blieb aber nur vier Wochen bei ihm, denn wie es mich da erging, das war mich doch zu toll. Hören Sie nur, das muß ich Sie erzählen!“

„Ich werde bei der Weiterverfolgung dieser Erzählung Sie mit allen den unzähligen Sprachfehlern verzeihen, welche der Künstler machte, der gar keinen Begriff davon hatte, daß es möglich sei, eine Dativ geben könne und mich rein an die Thatfache halten, die der Mime erzählte, wie folgt: „Krausnick hatte sein Theater in dem Saale eines Spandower Gasthofes eröffnet, der zwar nicht der schönste, aber doch der billigste war, welchen er bekommen konnte. Wir spielten dort viermal die Woche und hatten guten Zuspruch. Ich hatte von Hause aus schändliche Neider und Feinde unter meinen Kollegen, denn sie ärgerten sich Alle, daß ich ein besserer Schauspieler war, als sie. Sie zettelten die abscheulichsten Kavalen gegen mich an und brachten es dahin, daß ich jeden Abend ausgelacht und ausgepöcht wurde. Aber ich lebte mich nicht daran und jemehr man lachte und pöchte, je mehr schrie ich in die Zuschauer hinein. Auch den Direktor hatten sie schon gegen mich aufgehetzt, so daß er mich mehrere Male merken ließ, er möchte

mich gern los sein. Aber ich ging nicht, denn ich wollte meinen Feinden den Gefallen nicht thun, ihnen zu weichen. So kam eines Abends die Sache zum Ausbruch. Wir gaben: „Don Carlos oder ein Sohn, welcher seine Mutter liebt“ von Friedrich von Schiller; wissen Sie von demselben, der auch „die Räuber“ und den „Göz von Berlinechen“ geschrieben hat. Ich glaube „Julius Cäsars letzte Confessionsnacht“ ist auch von ihm, aber das kann ich nicht behaupten, denn die Sprache kommt mir in Julius Cäsar, gegen die in Don Carlos, sehr grob vor. Na, also ich spielte den Marquis Posert und da ging schon in der Garderobe der Betteltanz los. Ich hatte mit nämlich einen wunderschönen Anzug von meinem Wirthssohn geliehen, der ihn im vorigen Winter auf einem Maskenballe getragen, wo er wie er sagte den Mephistopheles dargestellt. Ich kenne den Kerl, den Mephistopheles nicht, das schadet auch nichts, sein Anzug war jedenfalls schön. Als ich nun in der Garderobe stehe und mich wohlgefällig betrachte, kommt der Direktor und eben so wie den Schauspielern, die sich mit mir angezogen, lachte ihm der gelbe Neid gleich aus den Augen, als er mich so schön sah. „Aber Menschenkind, sind Sie denn toll,“ schreit er mich an, „in diesem Anzuge wollen Sie den Posert spielen?“ „Allerdings will ich und werde ich das!“ erwiderte ich ihm fest und bestimmt. „Das werden Sie nicht!“ sagte er. „Wissen Sie, wer dieser Posert war? Er war ein Maltheser.“ „Das ist mir einerlei! Maltheser oder Bontheser, erwiderte ich, um ihm durch mein Französisch zu imponiren. Da brachen aber die Kerle alle in ein ungeheures Gelächter aus und konnten sich gar nicht beruhigen, bis endlich Krausnick sagte: „genug Bading, Sie ziehen den schwarzen Anzug an, welchen ich für diese Rolle bestimmt habe, wo nicht, sind wir geschiedene Leute.“ Was wollte ich machen, ich war wüthend, aber ich mochte ernstens nicht verabschiedet sein und zweitens wünschte ich ihm auch zu zeigen, daß ein guter Schauspieler keinen schönen Anzug braucht, um zu gefallen. Ich zog also den schwarzen an und Krausnick ließ, ohne mich weiter zu fragen, den Kerl, den Herzog Alba meinen schönen roth und schwarzen Anzug benutzen. Ich ärgerte mich gräßlich, ließ mir aber nichts merken, sondern spielte ganz mörderlich darauf los. Es

ging auch Alles ganz gut, bis auf die Kabale meiner Feinde, welche wieder wie immer in meinen besten Szenen und wo ich am tollsten spielte, lachten und pochten; aber daran war ich ja schon gewöhnt, denn das habe ich an allen Theatern durchzumachen gehabt, weil ich überall Feinde und Neider hatte. Das focht mich also nicht mehr an. In meiner großen Szene mit König Philipp schrie ich so, daß mir die Kehle roh wurde und das Publikum schien ganz erstarrt vor Bewunderung. Als nun der Schluß dieser Szene kommt, den ich mit hundert Mal vorher einstudirt hatte und der mir immer köstlich gelungen war, wo ich aber nie an den verdammten Degen gedacht hatte, kommt mir dieses abscheuliche Instrument zwischen die Füße und perdauz schlug ich sammt meiner Gedankenfreiheit so lang ich hin auf der Bühne nieder. Nun aber gina der Jubel im Publikum los, ein Lachen und Pochen und Zischen, — der Vorhang mußte rasch fallen. Zu meiner großen Bewunderung sagte der Direktor keine Sylbe über die ganze Geschichte, ich aber schüttelte sie bald ab und ging, um mich von dem gehaltenen Aerger zu erholen, bis zu meiner nächsten Szene in's Billardzimmer, wo ich eine Parthie spielte. Es waren noch Einige vom Publikum und auch der Herzog von Parma und der von Alba mit meinem schönen Anzuge darin. Wir geriethen so in das Spiel hinein, daß wir unter Komödienpiel darüber vergaßen und ich meine nächste Szene veräumte. Ich bemerkte dies jedoch nicht eher, als bis ich den Direktor mit wüthendem Gesicht und geschwungener Reitpeitsche neben mir stehen sah. „Also hier sind Sie!“ schrie er mich an. „Billard spielen und die Rolle ver-säumen? Na wart, das streiche ich Dir an Bube!“ Damit zog er mit ein Paar Hiebe mit der Reitpeitsche über, daß ich laut aufschrie. „Fort an Ihre Arbeit!“ rief er mir zu und ich zog eilig ab. Da mir nun mehrere meiner Kollegen vertrauten, daß Krausnick der Mann sei, sich dergleichen öfter zu erlauben, so machte ich mich noch in derselben Nacht auf die Beine und ging hierher zu meinen Eltern, um mit von hier aus ein Engagement zu suchen, wo der erste Liebhaber wenigstens nicht mit des Direktors Reitpeitsche in Berührung kommt.“

Diese Erzählung hatte uns von Allen ein mit Mitleid vermishtes Gefühl von Widerwillen und

Ekel erregt und wir gaben in unserem Herzen meiner Schwester nicht mehr Unrecht, welche sich immer mehr aus der Gesellschaft eines Menschen zurückzog, den sie mehrere Male vergebens versucht hatte, auf einen vernünftigeren Lebensweg zurückzuführen, sowie ihm edlere, würdigere Gedanken und Lebensansichten beizubringen. Aber obschon wir nach dieser Erzählung den Widerwillen meiner Schwester gegen Bading einigermaßen zu begreifen und zu theilen im Stande waren, so vermochten wir doch nicht die Unterhaltung aufzugeben, welche er uns in den immer länger werdenden Abenden gewährte. Denn es blieb nicht allein bei den erzählten Szenen und Anekdoten aus seinem Leben, er begann auch, um uns einen Begriff von der Vollkommenheit seiner Künstlerschaft beizubringen, Monologe zu deklamiren und später Szenen, ja ganze Stücke aufzuführen, ohne irgend eine andere Hülfe, als die eigene, ohne irgend eine Ausstattung, als vielleicht ein Umschlagetuch als Mantel und einen Knüttel, der als Schwert, Flinte oder sonst eine Waffe dienen mußte. Diese Darstellungen waren nun eine wahre Vergnügungs-Folter zu nennen, denn da wir bei seinem ernstem, heroischen Deklamiren doch unmöglich lachen durften, so bekamen wir fast innere Krämpfe durch diesen uns auferlegten Zwang.

Inzwischen war uns mit dem Herbst die ganze übrige Bading'sche Familie näher und näher gekommen. Daß sich der Künstler dieser übrigens schämte, lag ziemlich auf der Hand. War er gezwungen, mit einem seiner Brüder nach Berlin zu gehen, so mußte dieser weit hinter ihm bleiben, und als eine Verwandte von uns, zu welcher wir den jüngsten Knaben einmal mit einem Auftrage schickten, diesen fragte: wer der junge Mann sei, welcher unten vorm Hause auf- und niedergehe, antwortete er sehr verlegen: „ich soll es nicht sagen, aber eigentlich ist er mein Bruder!“ Die ganze Familie verzögerte den Künstler und besonders die Mutter staunte eine Art höheres Wesen in ihm an. Der Einzige, der die Verehrung nicht theilte, war der Vater, der, obwohl er bei den Seinen ein finsternes Schweigen beobachtete, da seine früheren Ermahnungen nichts gefruchtet, zu meinen Eltern sich einmal sehr bitter und schmerzlich über dies „Komediantenwesen, das Gott verdammten möge“ aus-

sprach. Er erzählte, daß er an diesen ältesten Sohn Alles gewandt habe, damit er einst die Stütze seiner Eltern werden könne. Da sei er aber unglücklicher Weise zufällig einige Male in's Theater gekommen und von der Zeit an kein Auskommen mehr mit ihm gewesen. Der Mutter habe er ebenfalls den Kopf verrückt und sie in ihm bald nur noch den großen Künstler, hoch besoldet und noch höher geehrt, gesehen, ihm recht gegeben, als er Alles Andere vernachlässigte und nur der „Kunst“ zu leben begann. Sie habe ihn auf seinen Streifzügen von Bühne zu Bühne und bei allen seinen läderlichen und schlechten Streichen, die sie für Genialität erklärte, so lange unterstützt, bis die Familie an den Bettelstab gekommen. Statt nun aber jetzt noch zu den erworbenen Kenntnissen zu greifen, um damit die Darbenden zu unterstützen, gefällt sich der junge Mann noch immer in seiner Künstlertrolche und schämt sich, oder sei auch zu faul, um von seiner Hände Arbeit zu leben. So sei denn jede Hoffnung auf eine bessere Zukunft verschwunden.“

„Mein Vater, sehr erschüttert von der einfachen Wahrheit dieser Erzählung, machte einen Versuch, auf das Herz des jungen Bading zu wirken. Er stellte ihm vor, wie unrecht es sei, die Seinigen der Noth und dem Hunger preiszugeben, wenn man die Mittel in den Händen habe, sie davor zu beschützen. Er versicherte ihm, daß es für den größten Künstler keine Schande sein würde, zu arbeiten, falls er nicht durch seine Kunst existiren könne, und daß es Pflicht der Kinder sei, ihren Eltern das an ihre Erziehung Verwandte durch reelle Anwendung ihrer Fähigkeiten zu vergelten.“

„Einen Augenblick schien Bading gerührt, er versicherte, daß er gern arbeiten wolle für die Seinigen, daß es ihm in ihrer Moos- und Erdhütte aber bei dieser kalten und dunklen Jahreszeit unmöglich sei, da seine Hände immer erfroren wären und er auch zu seiner Arbeit in seiner Wohnung nicht Licht genug habe. Mein Vater war nicht der Mann, der bei einem guten Rathe stehen blieb, wenn es darauf ankam einen Nebenmenschen zu helfen. Es wurde also dem jungen Manne ein Zimmer im Nebengebäude eingeräumt, wo er wohnen und arbeiten sollte. Auch wurde ihn Mittag- und Abendessen an unserem Tische gereicht. In den ersten Tagen machte er sich wirklich an die

Arbeit und da er ziemlich fleißig war, so hatte er bald einige Musterplatten gravirt, welche er gut bezahlt erhielt.

„Inzwischen war erst die Mutter, dann die beiden Brüder und zuletzt auch der Vater mit in die neue Wohnung des Sohnes eingezogen, und da der Winter bereits sehr streng geworden war, so ließen meine Eltern dies immethin geschehen. Auch wurden sie noch sehr häufig mit warmen Speisen, so wie mit Kleidungsstücken aller Art unterstützt. Mehr bedurfte nun diese bescheidene Familie nicht, um glücklich zu sein; der Alte wurde täglich schwächer und von den andern vier Personen fand es keine für nöthig zu arbeiten, da man sich vor Wind und Wetter und vor der Kälte geschützt fand. Man konnte daher, so oft man kam, die ganze Familie im süßesten Nichtsthu begriffen finden. In einer Ecke hinter dem Ofen, in düsteres, verzweifelungsreiches Schweigen versunken, den Vater, krank, hinführend; vor der Ofengluth die Mutter und die beiden jüngsten Söhne hingekauert, die Hände unter der Schürze oder in den Hosentaschen. Der Künstler aber lag auf dem quasi Bett in malerischer Stellung hingegossen, im linken Arme eine Guisatte haltend, der er einige Mollakkorde entlockte, während er zu dieser Begleitung schwärmerische Stellen aus Stücken deklamirte, oder auch wohl improvisirte Worte sprach. Auf seiner Brust lag ein großer schwarzer Kater, den er zärtlich von Zeit zu Zeit streichelte. Die Mutter und die Brüder blickten mit ehrfurchtvollem Schweigen auf seine Deklamationen. Hierzu denke man sich als Staffage die höchste Unordnung und Unreinlichkeit, sowohl in der Kleidung und dem Außern der Familie, als in der ganzen Umgebung, und man hat ein Bild vor sich, werth, daß es Hogarth's Pinsel bereuigt hätte.

„Im Laufe des Winters ereignete sich noch ein tragi-komischer Vorfall. Da der Schuppen, in welchem das Pferd stand, keineswegs luftdicht war, so hatte man sich mit höchst christlicher Gesinnung entschlossen, das arme Thier für den Winter, wo die Familie die Erdhütte verlassen hatte, in der Stube derselben unterzubringen, in welcher man, wenn es zu kalt wurde, manchmal sogar auch einheizte. Aber konnte nun entweder der undankbare Gaul keine solche Wohlthat vertragen, oder hatte

man, nachdem der Vater Bading nicht mehr ausgehen konnte, vergessen, das Thier zufüttern, oder war endlich die Sehnsucht nach einem besseren Leben in ihm rege geworden, kurz, man fand ihn an einem schönen, kalten Wintermorgen in ein anderes Leben entrückt. Die Frage war nun die: wie man die irdischen, sehr fleiß gewordenen Uebertreter des armen Dulders aus dem Zimmer herausbringe, da Thüren und Fenster für diesen Zweck viel zu eng und zu klein waren. Dem Abdecker einen Thaler für die Fortschaffung des Thieres zu geben, war man nicht gesonnen, und so machte sich denn der alte, kranke Mann nebst Gattin und den beiden jüngsten Söhnen mit allerhand schneidenden Instrumenten auf den Weg; der Kadaver wurde in dem Zimmer, wo er lag, in viele Theile zerlegt, so dann hinausgeschafft und der Erde anvertraut. Der Künstler legte natürlich bei diesem anatomischen Werke nicht mit Hand an. Die beiden Hunde waren schon früher verschwunden und da von ihnen nie die Rede mehr war, so vermuthe ich, daß sie den Weg des Fleisches über die Tafel in die Mägen der Familie wanderten, denn Hunde und Katzenbraten war eine sehr beliebte Speise auf den Tischen der Fennbewohner. Manches Thier dieser Gattung, welches sich in diese Gegend verirrete, fand nie seinen Weg zurück in seine schützende Heimat, sondern beschloß hier seine irdische Laufbahn.

„So kam nun der Frühling heran. Die Sonne schien warm an die Fenster und lockte in's Freie, wo die Lerche schon hell und schmetternd ihre Jubellieder sang. Auch die Nachtigall in unserem Park ließ sich Abends schon vernehmen und wir saßen oft noch spät in der Nacht ihrem süßen Schlage lauschend. Die Bading'schen Abendunterhaltungen hatten ihr Ende erreicht, wollten sie aber gar noch einmal beginnen, so war es meine Schwester, die uns ihnen unter irgend einem Vorwande entzog, indem sie uns hinauslockte in's Freie. Wir selbst hatten auch kein Interesse mehr an den Großsprecherien des Künstlers, ja es war, als ob wir uns im Angesichte des Frühlings seiner Unterhaltung schämten. Ist es doch überhaupt, als ob der Hauch des Lenzes uns reinige und veredele; wir fühlen wieder unsere ganze Menschenwürde, welche wir im Winter nur zu häufig vermissen zu haben scheinen; alle edelen Gefühle sind erwacht,

die früher, von einer Eistrinde, wenn auch nur leicht überdeckt, dem Anfehn nach im Schlummer lagen. So mancher Handlung, wie wir begehen konnten, während unsere große edle Mutter Natur im Schlafe lag, würden wir uns schämen vor ihren Augen zu vollbringen. So manche Unterhaltung, im Winter uns ganz willkommen und erheitend, erregt uns Widerwillen in den Tagen des Frühlings. So erging es uns mit der Unterhaltungsweise, welche Bading uns den Winter über gewährt; im Angesichte der Natur, dieser reinen, erhabenen und keuschen Göttin, fühlten wir plötzlich, wie Recht meine Schwester hatte, wenn sie behauptete, es sei nicht allein eine Entwürdigung der Kunst, daß solche Menschen sich ihre Jünger nennen, es sei auch eine Entwürdigung für Jeden, der Theil nehme an der Unterhaltung, welche sie gewähren mögen. Nicht lange konnte sich der Mime täuschen über das, was wir für ihn empfanden, denn wir waren zu jung und unverdorben, um uns verstellen zu können. Er sah bald ein, daß sein Reich im Familienzimmer zu Ende war und er vermochte nicht seinen Unwillen darüber zu verbergen. Ueberhaupt wurde ihm der Aufenthalt in unserem Hause ziemlich unangenehm, denn meine Eltern trieben ihn zur Arbeit an und zeigten ihm unverholen ihre Mißbilligung über seine Faulheit. Da nun zu diesen Unannehmlichkeiten auch noch die kam, daß wir seiner Unterhaltung müde waren, so meinte er, daß es besser sei in sein „Landhaus“ zurückzukehren, wo er wenigstens das dolce far niente in vollen Zügen genießen könne. Die Witterung war schon mild genug, daß man in dem Sommerpallaste nicht mehr erfrieren konnte und im Uebrigen mußte Gott ja beweisen, daß er immer noch ein guter Mann sei. Der Geist des zerlegten Bucephalus konnte den des Künstlers nicht incomodiren, da weder einer noch der Andere vorhanden war, und so sprach denn der Mime mit Hippolyt: „beschlossen ist's, ich gehe!“

Einem Dichter.

Die Dämmerung geht durch den stillen Hain
Durch des Dichters feinnige Lieder.
Und des Geistes Nacht, wohl brach sie herein
Und der Morgen kam niemals wieder?

„Diesen Entschluß auszuführen, gab ihm das Osterfest, oder vielmehr die Scheuer-, Wasch- und Feger-Manie meiner Großmutter, einen günstigen Anlaß. Wie immer sollte zum Feste das ganze Haus auf eine extra ordinaire Weise gereinigt werden, denn meine Großmutter war, was die Lehre des Reinmachens anbetraf, von sehr orthodoxen Grundsätzen und ließ sich nicht leicht eine Gelegenheit entgehen, bei der sie ihren Purismus an den Tag legen konnte. Nun aber erkrankte zum Unglück eines unserer Dienstmädchen und meine Großmutter war in Verzweiflung darüber, daß der Festmorgen durch irgend ein unpolirtes Fenster oder eine ungewaschene Gardine hereinscheinen könne. In dieser Bedrängniß fiel sie auf den Gedanken, Frau Bading sich zur Hülfe herbei zu holen. Sie hielt diesen Gedanken um so weniger für verbrecherisch, als sie selbst bei solchen Gelegenheiten stets thätig mit Hand anlegte. Aber, o Entsetzen, welche einen Sturm erregte diese Zumuthung in der Bading'schen Familie!

„Meine Mutter,“ schrie der Mime empört, „die Mutter eines Künstlers wie ich, soll scheuern, waschen und fegen helfen? Wehe allen Denen, die ihr dergleichen zumuthen können!“ rief er emphatisch. „Und wehe mir, daß ich geboren bin, um diesen Tag zu erleben! Aber noch heut verlassen wir dies Haus, wo man die Mutter eines Künstlers nicht zu würdigen weiß.“

Und er hielt Wort; noch am selben Tage verließ er sammt seiner ganzen Familie sans Adieu unser Haus; das Osterfest fand ihn in seinem Sommerpallaste und uns von seiner Nabe für immer befreit. Meine Eltern versicherten abermals: hier sei nun die Grenze ihrer Gutmüthigkeit, um nach kurzer Zeit zu beweisen, daß dieselbe gar keine Grenzen habe.

Wär' ewig verschollen Dein herrlicher Sang
Und Deine Lyra zerbrochen.
Die noch so harmonisch uns allen klang,
Noch klang vor wenigen Wochen.

Schon sprengt die Erde den fesselnden Stein
 Und die Bäume flüstern und rauschen,
 Und erzählen vom Lenz sich und Sonnenschein
 Und die Blumen stehen und lauschen;
 Schneeglöckchen kuetet den Frühling ein,
 Wo bleibst Du, sinniger Sänger?
 Amnebelt bist Du von Irrsinnschein
 Und dem Frühling singst Du nicht länger.

Und Thränen im Auge sehn wir Dir nach,
 Für uns wohl auf immer verloren,
 Du warst eine Knospe, die schöne man brach,
 Ob' noch die Blüthe geboren,
 Und wie der erste Stern erwacht,
 So hast Du begeistert gesungen
 Von Fruhlingslust und von Maie[n]spracht,
 Die Deine Saiten geirrungen.

Woran wohl jetzt Deine Seele hängt?
 An des Himmels träumenden Frieden,
 An dem, der der Wolken Schicksal lenkt,
 Und Dir das Deine beschieden?
 Wenn einst Du zu neuem Leben erwacht,
 So stehen die Freunde am Grabe,
 Da flüstern sie leise: gute Nacht!
 Als letzte herzliche Gabe!

Und jeder geht seines Weges still,
 Denkt traurig, daß Dichten und Sterben
 Wohl näher verwandt, als mancher will,
 Und die Lieder dem Tode werben.
 Und siehe, Dein Geist ein verklärter Schein,
 Umschwebt uns auf Wein und auf Blüthen,
 Bis wir Dir folgen zum schönern Sein
 Und schließen die Augen, die müden!

Adolf Stern.

Feuilleton.

Literatur.

Akustische Briefe. Die „Akustischen Briefe“ von Richard Pohl, die eine populaire Darstellung der Akustik als Naturwissenschaft in Beziehung zur Tonkunst enthalten, sind soeben erschienen. Wir werden nächstens ausführlich auf dieselben zurückkommen und wollen sie bis dahin unsern Lesern empfehlen haben.

Ein neuer Roman J. W. Ebelings, vom Verfasser des „Fabian Gosler“ erschienen demnächst „Berliner Stadtgeschichten“, welche eine Charakteristik unserer modernen sozialen Zustände auf Grund thatsächlicher Beobachtungen, in specie Berlins, geben sollen, und auf mehrere Bände berechnet sind. Der erste Band, der unter der Presse befindlich ist, hat den Separattitel: „Der Schalksknecht.“

Bodenstedts Ada die Lesghierin ist nun vollendet und soeben prächtig ausgestattet im Verlage der Deckerschen geheimen Oberhofbuchdruckerei erschienen.

Musik.

König Alfred. Vor kurzem kam in Weimar diese Oper Joachim Raffs gänzlich umgearbeitet wieder zur Aufführung, und wurde mit lebhaftem Beifall aufgeführt!

Flotows Indra in Berlin. Das Berliner Publikum scheint von der Indra denn doch „gepackt“ worden zu sein, die Tänze und Quadrillen verfehlen ihre Wirkung nicht. Die Kritik spricht sich über Flotows Subelwerk in entschiedener Weise aus, mehrere Recensenten haben einfach erklärt, daß

die „Indra“ nicht in das Gebiet der Kunstkritik gehöre.

Ein Stiftungsfest. Am zweiten April feierte das Conservatorium der Musik zu Leipzig sein zehnjähriges Bestehen. Möge die Anstalt dahin streben, tüchtige junge „Künstler“ von umfassenderem Gesichtskreise, als die Musiker vom Handwerk, auszubilden!

Therese Milanollo, welche kürzlich in Erfurt concertirte, wird zu sechs Concerten in Wien erwartet.

Fräulein Rey vom Wiener Hofopertheater, welche in Dresden engagirt wurde, ist daselbst eingetroffen.

Theater.

Heubners Wittekind. Dies Schauspiel wurde am dritten Ofterfeiertage mit Beifall aufgeführt.

Lessings Emilie Galotti auf dem Hoftheater zu Karlsruhe. Unter Eduard Devrients Leitung ist in Karlsruhe das unsterbliche Trauerspiel des Altmeisters dramatischer Kunst einstudirt und rasch zweimal aufgeführt worden.

Ein Orden für einen Schauspieler. Emil Devrient hat vom Herzog von Coburg-Gotha in rühmlicher Anerkennung seiner Verdienste um die deutsche Kunst den Verdienstorden für Kunst und Wissenschaft erhalten.

Eine quittirte Rechnung. So betitelt sich ein Lustspiel J. Mendelssohns, das kürzlich im Hamburger Thaliatheater mit gutem Erfolg gegeben wurde.

Beitschwingen.

Moriz Hartmann über französische Volkspoeten. Im zweiten soeben erschienenen Bande seines „Tagebuchs“ aus Languedoc und Provence sagt Moriz Hartmann: „das Beispiel Abbé Favre's sollte seinen poetischen Landesleuten von heute als Warnung und Fingerzeig dienen, vor welchen Klippen sie sich zu wahren haben, auf welchem Felde sie Lorbeeren erwerben können. Der Bäcker von Nîmes, Herr Rebeul, den Lamartine über Kopf „in den Ruhm gestürzt hat,“ wäre vielleicht ein ganz leidlicher Patoispoet geworden, wenn er den Handwerker hätte die ihn natürliche Sprache sprechen lassen. Herr Rebeul aber ist eitel, spricht hochfranzösisch, in gespreizten Alexandrinern von Agamemnon und Achilles und hat sich so zu einem affectirten, verspäteten und oft höchst lächerlichen Nachahmer der Klassiker gemacht. Ähnliches könnte man dem talentvolleren und natürlicheren Charles Poncey, dem Maurergesellen aus Toulon vorwerfen. Sein Gedicht über das Rauchen läßt ahnen, welche schöne Accente, welche tiefen Naturlaute in diesem Dichter schlummern; spräche er wie es ihm um's Herz ist, von der Leber weg, wie er sich mit seinen Collegen unterhält, sie kämen in allen seinen Gedichten zum Vorschein. So aber zwingt er sich wie ein gebildeter zu sprechen; wie beengt muß sich da ein ehrlicher Handwerker aus der Provence fühlen. Auch büßt er den Zwang, den er seiner Muse angethan; trotz George Sand, die ihn mit einer herrlichen Vortrede in die Welt eingeführt, trotz Arago und Béranger, die ihn mit gedruckten Briefen unterstützten, ist er schon nach wenigen Jahren so viel wie vergessen. Freilich haben die Volkspoeten und die Volkspoesie im heutigen Frankreich auch außer der Sprache einen schweren Stand. Im Volke ist die Naivität verschwunden, welche der Naturpoesie Seele und Leben gibt, und sogenannte Kunstpoesie ist noch nicht auf dem Punkte angelangt, wo sie, wie in Deutschland, wie bei Göthe, Uhland, Heine, Wilhelm Müller, mit der Einfachheit und Natur der Volkspoesie zusammenrifft — auf jenem höchsten Punkte der Kunst. Die französischen Romantiker haben den Weg dahin erst angebahnt. Dem Volkspoeten fehlt auf der einen Seite die Naivität, auf der andern die Bildung und der kritische Blick, die zu jenem schönen Gipfelpunkte führen. Man nenne mir nicht Béranger! — Béranger ist ein großer Dichter, den das Volk allenthalben versteht, aber er ist kein Volkspoeet.

Die Reform der Bühne. Man schlägt sich in diesen Tagen vielfach mit Plänen zur Reform des Theaters herum. Man sieht ein, daß die dramatische Kunst so tief gesunken ist, wie nur eine Kunst überhaupt sinken kann, daß der letzte göttliche Funken, der noch in ihr lebt, zu erlöschen droht. Die Reform des Theaters aber muß sich nicht bloß auf die darzustellenden Stücke beschränken, sie muß zunächst eine gänzliche Umgestaltung der Verhältnisse des Schauspielersstandes herbeizuführen suchen. Sonst bleibt sie erfolglos.

Zur Abwehr.

Mehrfache in Blättern, die das Publikum bereits kennt und würdigt, enthaltene Notizen, ganz besonders aber im Feuilletonartikel in Nr. 76 der „Freimüthigen Sachsen-Zeitung“ veranlassen uns zu der Erklärung, daß diese Blätter (wie auch im Programm ausgesprochen wurde) den politischen Interessen gänzlich fremd sein sollen und nach ihren Tendenzen sein müssen. Wenn zufällig in der Probenummer zwei Schriftstellerinnen auftraten, die man gewöhnt ist, als der radikalen Partei angehörig zu betrachten, so kann dies noch nicht hinreichen, um die „Frauen-Zeitung“ in Verbindung damit zu bringen. Gegen ein solches Ansinnen und eine derartige Vermuthung protestiren wir hiermit entschieden ein für allemal.

Wir haben die besten Deutschen Schriftstellerinnen, gleichviel und unbekümmert, welcher Partei sie angehörten, zur Mitarbeit aufgefordert. Emma Riendorf und Joa von Düringefeld, so gut als Louise Otto, Fanny Lewald und Cläre von Glümer. Die Fragen, welche in der „Frauen-Zeitung“ erörtert werden, die Interessen, welchen sie dienen, stehen außer dem Bereich rasch wechselnder Tagesansichten, stehen höher als diese. Die „Frauen-Zeitung“ ist ein Blatt für Litteratur, Kunst und die höhern weiblichen Interessen, was wir unter diesen verstanden haben wollen, davon mag die Folge Zeugniß ablegen, vor der Hand möge es dem unbefangenen Publikum genügen, aus dieser Erklärung und der ersten Nummer unseres Blattes gesehen zu haben, daß wir nichts mit jener Partei zu thun haben mögen.

Wir hatten von vornherein nicht darauf gerechnet, bei den Leserinnen der Kreuz- und „Freimüthigen Sachsen-Zeitung“ große Theilnahme zu finden, wir verzichten auch jetzt gern auf diese.

Leipzig im April.

Red. der „Deutschen Frauen-Zeitung.“

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. Rückmann.

In Commission von Bruno Hünze in Leipzig.